

5. Juli 1954

7 Uhr 40. Durch einen Spalt zwischen den Vorhängen tastet sich die Morgensonne ins Zimmer 301 des Hotels Belvedere. Schlagartig bin ich wach. Meine Augen sind auf die Zimmerdecke gerichtet, ich blicke auf das zarte Stuckornament rund um die Deckenlampe. Eine Amsel singt.

Gestern haben die Silberpfeile von Mercedes in Le Mans gewonnen! Der erste deutsche Grand-Prix-Sieg nach dem Krieg, überlege ich. Was für eine Sensation!

Ein Geräusch lenkt mich von meinen Gedanken ab. Hans Schäfer, mein Zimmerkollege, dreht sich hörbar in seinem Bett herum. Ich drehe den Kopf, sehe hinüber. Hans liegt auf der Seite, die flache Hand unter seinem Ohr, und starrt mit offenen Augen zu mir herüber. Kein Wort fällt. Ich drehe den Kopf und starre wieder zur Decke.

In diesem Moment beginnt im Schnelldurchlauf der Film, von dem ich jetzt schon zu wissen glaube, dass ich ihn auch später immer noch sehen werde. Der Film, der mich gewiss nie wieder loslassen wird:

Ich stehe 40, 42 Meter vor dem ungarischen Strafraum, halbrechte – meine – Position. Der Regen, unser Regen, er prasselt unaufhörlich. Hans ist auf der linken Seite im Zweikampf mit Bozsik. Der Boss bewegt sich 20 Meter vor mir in Richtung des ungarischen Strafraums. Hidegkuti, mein Gegenspieler, läuft an mir vorbei in die ungarische Hälfte, genau in mein Sichtfeld. Trotzdem kann ich erkennen: Hans hat Bozsik das braune Leder abgejagt, läuft noch ein paar Schritte.

»Rein!«, brüllt Ottmar Walter, der ebenfalls in Richtung des ungarischen Strafraums rennt. Max Morlock, registriere ich, steht fast am Elfmeterpunkt.

Ich sehe den Ball als hohe Flanke in den ungarischen Strafraum fliegen, sehe irgendwie Ottmar, sehe, wie der Ball von einem ungarischen Abwehrspieler – ich kann nicht erkennen, ob es Lantos oder Zakarias ist – aus dem Strafraum befördert wird. »Abgewehrt«, denke ich und will mich gerade wieder auf den ungarischen Angriff einstellen, der jetzt kommen muss. Ich suche Hidegkuti, doch auf einmal sehe ich, dass der abgewehrte Ball direkt in die Laufrichtung von Helmut Rahn fliegt, ich sehe, wie der Boss ihn annimmt. Ich starte wieder zwei oder

drei Meter nach vorne, bewege mich zur Mitte hin, verlasse meine Position, bin fast auf halblinks, stütze beide Arme in die Hüfte. In dieser Zehntelsekunde wird mir klar: Der Boss spielt nicht mehr ab, der haut drauf.

Helmut zieht das Leder vom rechten auf den linken Fuß, vorbei an dem sich ihm entgegenstürzenden Spieler – ich glaube es ist Zakarias. Hidegkuti kreuzt wieder mein Sichtfeld, so dass ich einen kleinen Ausfallschritt nach links machen muss, um sehen zu können, wie der Ball neben dem Pfosten im rechten unteren ungarischen Eck einschlägt.

Eine Hundertstelsekunde vergeht. Grosics, der ungarische Torwart, liegt noch am Boden, bevor der Jubel aus zehntausenden Kehlen unserer Schlachtenbummler einen ohrenbetäubenden Lärm auslöst. Der Boss, der durch die Wucht seines Schusses auf den Boden gestürzt war, springt auf, wir alle springen hoch. Jupp Posipal ist auf einmal neben mir. Wir laufen um die Wette in die kleine Traube aus Gestalten in dreckverschmierten Trikots, die ineinander klebt. Jeder will den Boss drücken, ihn umarmen, wir umarmen uns gegenseitig, wir drücken uns.

Ich sehe zur Bank hinüber. Sepp Herberger, der Chef, im langen, vom Regen inzwischen ganz dunkel schimmernden Trenchcoat, steht auf der Seitenlinie, neben ihm Adi Dassler. Adi hält beide Hände hoch, sechs Finger sind in den Berner Himmel gerichtet. Sechs Minuten noch.

Die 84. Minute.

Als wir uns voneinander lösen, in unsere Hälfte zurückkehren, jeder auf seine Position, höre ich, wie der Boss zu Fritz Walter sagt: »Friedrich, ich hab's dir gesagt!«

»Auf, Männer!«, ruft Maxl Morlock und klatscht in die Hände. Zu meinem Schrecken sehe ich, dass Toni Turek, unser Torwart aus Düsseldorf, seinen Kasten verlassen hatte und sich nun geschwind im Rückwärtsgang auf seinen 16er zubewegt. »Egal, was passiert, Toni, Sie verlassen nicht das Tor!« Eindringlich hatte der Chef immer wieder die gelegentlichen Ausflüge unseres Tonis moniert.

Meine Wunde schmerzt. Ich bücke mich, ziehe den rechten Stutzen hoch und betrachte den Klemmverband, den mir Masseur Deuser kurz vor der Halbzeitpause wegen meiner tiefen Fleischwunde am rechten Oberschenkel angelegt hat. Da stand es noch 2:2.

Plötzlich verschwindet das Bild von den bewegendsten Augenblicken meines Lebens, von den Augenblicken, die mein Leben jetzt schon geprägt haben und sicher auch in Zukunft prägen werden. Nichts ist mehr so, wie es gewesen ist, nichts wird je wieder so sein. Ob das die anderen auch so sehen? Gestern haben wir nicht darüber gesprochen.

Ich starre weiter zur Decke, höre, wie Hans sich im Bett umdreht und räuspert. Keiner von uns kann ein Wort sagen. Ich bin sicher, auch Hans sieht seinen Film.

Inzwischen haben mehr Vögel in das Lied der Amsel eingestimmt. Eine Tür auf unserem Gang fällt ins Schloss. »Ich hab's dir gesagt, Friedrich«, nehme ich die Stimme vom Boss wahr. »Und ich hab's dir geglaubt«, höre ich die Antwort von Fritz Walter. Ein Gefühl der Wärme durchfährt mich. Fritz Walter. Und dann realisiere ich wieder: Ich bin 22 Jahre alt. Weltmeister.

Plötzlich, ohne dass ich es steuern kann, steigen Erinnerungen in mir hoch, die Erinnerungen an mein bisheriges, junges Leben.

Die Anfänge

Zwei oder drei? Ich spiele mit den Zahlen – 3:2, 2:3. Egal, zwei oder drei Jahre muss ich gewesen sein. Mein älterer Bruder Hans spielte Fußball, Hans, der mit 18 Jahren sein Leben – wie so viele andere auch – unsinnig in Russland verlieren würde, 1942 – oder war es '43? Nein, '42 war es. Ich kann ihn noch vor mir sehen, wie er als Junge auf dem großen Schulhof Fußball spielt. Auf dem gleichen Schulhof, der später auch einer meiner Lieblingsplätze in Vogelbach, 30 Kilometer südwestlich von Kaiserslautern, sein sollte.

Hans spielte ein Spiel, das ich damals noch nicht begriff, das mich aber trotzdem irgendwie faszinierte. Die Emotionen der Spieler, die eine lederne Kugel scheinbar sinnlos zwischen sich herbewegten, fesselten mich und sollten dazu führen, dass von nun an alles, was sich als Ball gebrauchen ließ, in meinen Bann gelangte.

Von meinem Elternhaus auf der Dorfstraße bis zu diesem Schulhof waren es keine 50 Meter. Von dem Moment an, in dem ich meine Liebe zum Fußball entdeckte, ging ich auch alleine dorthin und trat gegen Stöcke und Steine.

Sauer, richtig sauer, reagierte meine Mutter, als sie mich eines Tages auf dem Schulhof dabei ertappte, wie ich einen Apfel immer wieder etwas in die Höhe warf, um ihn dann wegzuschleßen. Doch es war nicht nur der Apfel, um den meine Mutter besorgt war, es war vor allem der rechte Schuh meines einzigen Paares Schuhe. Aufgeplatzt hinterließ das wenige, was vom Apfel noch übrig war, dunkle Flecken auf dem Spann. Ich war erst drei, aber auf dem Weg nach Hause, an der ausgestreckten Hand meiner Mutter, schwante mir nichts Gutes.

Doch ich hatte Glück – das erste Mal, dass ich mich bewusst an Glück erinnern kann: Mein Vater, der ein leidenschaftlicher Schiedsrichter war, war zwischenzeitlich von der Arbeit nach Hause gekommen und saß in der guten Stube.

»Schau dir das an!«, sagte meine Mutter empört, ließ mich vor ihm stehen und ging aus dem Raum.

»Ich schau's mir schon an!«, rief er ihr nach, zog mich heran und erklärte mit fester Stimme: »Einen Apfel isst man!« Ohne dass meine Mutter es erwähnt hatte, wusste mein Vater von dem Apfel. Erst Jahre später hat er mir erzählt, dass er auf seinem Heimweg am Schulhof vorbeigekommen war und meine ersten fußballerischen Versuche mit dem Apfel beobachtet hatte.

Wenige Jahre später, mit sieben oder acht, ging ich dann regelmäßig mit den Älteren mit. Anfangs ließen sie mich noch nicht mitspielen, aber immerhin durfte ich dabeisitzen und zuschauen. Ich hoffte immer, dass jemand müde oder sich verletzen würde. Und das kam auch regelmäßig vor, denn wir spielten auf hartem Schotterboden, das war schon sehr gefährlich. Tore gab es damals nicht. Wir spielten gegen den Gartenzaun auf der einen Schulhofseite, gegen eine kleine Mauer mit zwei Pfeilern auf der anderen Seite. Das war der Anfang. Dort bekam ich meine ersten Lehrstunden. Die Erfahrungen, die ich im Spiel mit den Älteren sammelte, waren eine harte Schule, die mich das Durchsetzen lehrte. Die erste harte Schule, aber nicht die letzte.

Gerne wäre ich in Vogelbach in den Fußballverein eingetreten, doch das war während der Kriegsjahre nicht möglich. Wegen des Westwalls und der Fliegerangriffe, vor allem auf Homburg, haben wir meist vor oder hinter den Häusern gespielt. Die Bombeneinschläge, sogar die in Homburg, konnten wir selbst in Vogelbach hören, und Bruchmühlbach, der Nachbarort, wurde fast täglich angegriffen. Der Bahnhof, der als Verladestation galt, war dort das Ziel. Für uns Buben war es

anfangs noch interessant, auf den Hohenfels, die Erhebung zwischen Vogelbach und Bruchmühlbach, zu steigen, und die Bombardierungen anzusehen. Wir fühlten uns weit weg. Aber dann hörten wir, dass es Tote gegeben hatte. Daraufhin bekamen wir Angst. Auch ich bekam Angst, Angst, dass unser Haus getroffen würde. Nicht viel später fiel mein Bruder Hans. Das war ganz schlimm für mich.

Ab diesem Zeitpunkt durfte ich nicht mehr auf die Straße, sobald Fliegeralarm war. Sehr zum Unwillen meiner Mutter spielte ich dann im Haus mit meinem einzigen Ball, einem kleinen Ball, den mein Vater einmal mitgebracht hatte. Ich warf ihn die Treppe hinauf gegen die Tür und stoppte die herabprallende Kugel dann, drei oder vier Stufen auf einmal nehmend, mit dem Oberschenkel oder dem Fuß. Trotz ihres Ärgers sagte meine Mutter nichts. Es war ihr lieber, dass ich im Haus spielte, statt mich der Gefahr draußen auszusetzen.

Nach dem Krieg gab es zunächst auch noch keine Möglichkeit, organisiert Fußball zu spielen. Wir hatten zwar unseren Fußballplatz, einen Sandplatz, aber es waren ja noch keine Leute zum Spielen da. Viele waren noch in Kriegsgefangenschaft, viele kamen gar nicht mehr zurück. Daher wurde Anfang 1947, ich war 15 Jahre alt, eine Spielgemeinschaft zwischen Vogelbach und Bruchmühlbach gegründet. Dort durfte ich dann in der Reservemannschaft spielen und einige Spiele in der A-Jugend machen. Die meisten meiner Sportkameraden waren drei oder vier Jahre älter als ich, Werner Dahl oder Manfred Blinn zum Beispiel, manche sogar 20 oder 25 Jahre älter. Ich war also auch damals der Jüngste – so wie heute.

Leider war die Konkurrenz zwischen den Vogelbacher und Bruchmühlbacher Nachbarn so groß, dass die Spielgemeinschaft wegen zahlreicher kleinerer Probleme aufgelöst werden musste. Für mich war das aber gut, denn es bedeutete, dass ich als 15-Jähriger mit der Genehmigung meiner Eltern und des Arztes in Vogelbach in der 1.Mannschaft spielen durfte. Ich weiß noch genau: Wir hatten damals schwarz-rote Trikots und schwarze Hosen, die meine Mutter regelmäßig für die ganze Mannschaft wusch.

Ich erkannte schnell, dass ich dort mithalten konnte, auch wenn ich körperlich lange noch nicht ausgewachsen war. Das machte mich sehr stolz. Meine Kondition, meine Laufarbeit und meine Wendigkeit waren bereits damals gut entwickelt, sicherlich deshalb, weil ich mich stets gegen Ältere hatte behaupten müssen.

Ein Mal in der Woche, am Mittwoch, war Mannschaftstraining. Manchmal waren erst nur drei oder vier Mitspieler da, dann stellte sich einer ins Tor und die anderen beschossen ihn abwechselnd mit dem einzigen Ball, den es gab. Erst wenn genügend Spieler eingetrudelt waren, wurden Mannschaften gebildet.

Ich habe allerdings jeden Tag trainiert, alleine. Dieses Training mit mir selbst war mein eigentliches Training. Stundenlang schoss ich den Ball gegen das niedrige Mäuerchen, das unser Grundstück vom Gehweg trennte, stoppte ihn oder schoss ihn direkt wieder an die Mauer. Meine technischen Fähigkeiten waren bescheiden, wie sich später in Kaiserslautern zeigen sollte, doch das war zunächst mal nicht so wichtig.

Wir Vogelbacher spielten gar nicht schlecht. Zur Meisterschaft hat es leider nicht gereicht, aber wir wurden immerhin mehrmals Dritter in unserer Staffel. Als Mittelstürmer schoss ich jede Saison 40–50 Tore und war damit Torschützenkönig unserer Mannschaft. Das führte dazu, dass ich in der Gegend sehr schnell bekannt wurde. Bei unseren Gegnern hieß es dann vor jedem Spiel: »Ufbasse' 'uf de' Middlstüma!«

So wurde ich dann auch behandelt: Ältere, routinierte und robuste Mittelläufer wurden gegen mich gestellt. Nicht durch Technik, aber durch meine Wendigkeit und Schnelligkeit erarbeitete ich mir trotzdem meine Vorteile und Tore. Und auch meine Abgeklärtheit trug dazu bei, dass ich so treffsicher war. Im Spiel Mann gegen Mann, Mittelstürmer gegen Mittelläufer, war ich meist erfolgreich, ebenso wie in der sich dann anschließenden Situation Mittelstürmer gegen Torwart. Ich habe nie überlegt, was zu tun ist, wenn der Torhüter auf mich zu stürzt. Den richtigen Moment, den habe ich nie erklärt bekommen, sondern auf der Straße gegen die Älteren gelernt. Ich habe den Ball einfach am Torwart vorbei- oder drunterhergeschoben, und meist passte es. Ich empfand es immer als ein besonderes Glücksgefühl, den Ball im Netz zappeln zu sehen. Im Kopf wird dann etwas freigesetzt – wie bei einem Adrenalinstoß. Abgeklärt war ich auch beim Elfmeterschießen, ich war immer ruhig und gelassen.

Auch gestern Nachmittag kurz vor 17 Uhr, beim Einlaufen ins Berner Wankdorfstadion, bin ich ruhig gewesen. Nur bei der Nationalhymne war es mit meiner Ruhe kurzzeitig vorbei. Und als Fritz nach dem Spiel den Pokal und die Medaillen abgeholt hatte und erneut unsere

Hymne gespielt wurde, als sich Tonis Hand in meine Hand schob und meine Hand in die vom Boss, als wir elf Kerle Hand in Hand im Regen standen und der Hymne lauschten, da bin ich auch nicht abgeklärt gewesen, nein, ganz und gar nicht.

Die roten Schuhe

Damals in Vogelbach schoss ich Elfmeter noch mit der Spitze, und das war gar nicht so leicht. Man musste den Ball ganz genau treffen, in der Mitte, sonst ging er überall hin, nur nicht ins Tor. Mit der Spitze schoss ich deshalb, weil der Ball bei dem oft feuchten Boden für meine Straßenschuhe zu schwer war. An ein Paar eigene Fußballschuhe war nicht zu denken. Wir waren froh, dass wir unser Haus halten und regelmäßige Mahlzeiten zu uns nehmen konnten.

Meine ersten Fußballschuhe kommen mir in den Sinn. Unsere bunt zusammengewürfelte Mannschaft, in der 16- bis 40-Jährige spielten, hatte 1948 ein Auswärtsspiel ganz in der Nähe, in Kindsbach. Mit dem Holzvergaser sollten wir hinfahren, einem Laster mit offener Pritsche und zwei längs aufgestellten Bänken, der so etwas wie der Mannschaftsbus war. 50 Pfennig sollte die Fahrt kosten, doch das konnte ich mir nicht leisten, also bin ich die Strecke mit dem Fahrrad gefahren. Als ich ankam, waren meine Kameraden bereits da, und das Kindsbacher Sportfest in vollem Gange.

Der erste Höhepunkt des Sportfestes war das Endspiel zwischen Kindsbach und Vogelbach. Der zweite Höhepunkt, zumindest für mich, fand nach dem Spiel statt. Ahnungslos stand ich mit meinen Mitspielern und den anderen Mannschaften zusammen, es wurde ein kleiner Gruß übermittelt. Dann, auf einmal, wurde vor allen Leuten mein Name aufgerufen, mein Name, Horst Eckel. Ich wusste erst gar nicht, wie mir geschah, als mir damals die erste Ehrung meines Lebens zuteil wurde und man mich zum besten Spieler des Turniers kürt. Der Lohn: ein Paar rote Fußballstiefel!

Später wurde mein Fahrrad auf den Holzvergaser gehievt, und ich durfte mit meinen Kameraden zurückfahren, umsonst. Ich war unglaublich stolz. Diese Fußballschuhe waren für mich ein ganz, ganz großes Geschenk. Meine ersten Fußballschuhe. Und dann auch noch rote Fußballschuhe! Später stellte sich zwar heraus, dass sie zwei bis drei Nummern zu groß waren, aber das war mir egal. Stolz, mit zwei